

KARL SIRELPETSERI 1B-15
EE2710 VÖRU
tel.278 / 24-259

Ich habe 1942 am Gymnasium mein Examen abgelegt. Da mußte ich etwas über das vierblättrige Kleeblatt schreiben, und wenn ich an mein Leben denke, dann glaube ich, daß es gewissermaßen unter diesem Glückssymbol stand.

Ich fange mit dem Kriegsende an, dem 10. Mai 1945. Wir wollten von Hirschberg aus nach Westen fliehen. Wir waren schon bei Moldau, es war Abend, und wir konnten nicht weiter. Wir waren nur vier Kilometer von den Amerikanern entfernt, und es hieß, es würde am nächsten Morgen weitergehen. Am nächsten Morgen, es war der 10. Mai, als die meisten noch schliefen, sah ich durch Fenster, daß die Russen schon da waren. Ich hatte ein Gefühl, als würde kaltes Wasser über mich gegossen. Dann sagte ich den Deutschen: "Iwan ist da."

Es dauerte nicht lange, da kam ein Offizier und sagte: "Alle gehen nach Hause, aber zuerst sollen alle auf der Straße bei ihren Fahrzeug antreten." Wir gingen zum Wagen, konnten aber nicht ganz hin, sondern mußten auf der anderen Straßenseite antreten. In der Schulzeit habe ich mal einen amerikanischen Film gesehen, in dem die Indianer einen Zug in Brand setzten und plünderten. Hier war da gleiche Bild. Da kam ein Russe mit einem Wecker, horchte daran und warf ihn auf den Boden. Da kam andree mit vielen Büchsen, da war vielleicht Kindernahrung drin, und sie schmissen alles wieder auf den Boden. Dann kamen die Russen zu uns: "URRIST, URRIST!" - sie wollten Uhren. Da riefen die einen deutschen Offizier, er sollte hinter den Wagen gehen. Es dauerte nicht lange, da kam Iwan mit den Stiefeln des deutschen Offiziers, und zuletzt kam der arme Deutsche Offizier mit russischen Hosen und Schuhen. Iwan hatte auch die Hosen vom deutschen Offizier angehabt. Damals waren bei uns auch zwei deutsche Generäle. Einen haben die Russen erschossen, weil er seine Stiefel nicht abgeben wollte.

Es wurde dann Abend, und wir übernachteten auf einer Wiese. Ich zog meine Zeltplan über den Kopf, weil es ganz warm war und viele Mücken uns umschwärmten. Mehrmals in der Nacht haben russische Soldaten unter meine Zeltplan geguckt, wer darunter war. Ich hörte, wie die deutschen Frauen "Hilfe, Hilfe" riefen, aber es war niemand da, der geholfen hätte.

Am Morgen durchsuchten die russischen Offiziere uns. Ein Offizier sagte: "Ich weiß, wen ich durchsuchen soll und wen nicht." Ich wollte ohne Durchsuchung davonkommen, aber er rief mich zurück, und ich mußte meinen Rucksack öffnen. Darin war Knäckebröt. Der russische Offizier: "Was ist das?" Ich öffnete die Packung, und er guckte. "Ach so, Tablettki!" Und jetzt noch, wenn ich Knäckebröt sehe, erinnere ich mich: "Ach so, Tablettki!"

Es dauerte nicht lange, dann sollten wir in einem Kriegsgefangenenlager ankommen. Da waren 30 000 Kriegsgefangene. Zwanzig Tage bekamen wir kein Bröt, nur ein bißchen Mehl, und davon sollten wir Brei oder Suppe kochen. Und dann waren wir so schwach, daß die Sterne vor unseren Augen tanzten, wenn wir aufstanden. Wir haben uns da nach Kompanien, Bataillonen usw. organisiert wie in der Wehrmacht. Eines Tages fragte unser Kompanieführer nach meiner Nationalität. Ich sagte: "Ich bin Este." Es dauerte nicht lange, dann sollte ich für zwei Tage Verpflegung hohlen. Ich verabschiedete mich von meiner Kompanie, und der Kompanieführer sagte: "Alles Gute für dich, vielleicht gehst du jetzt nach Hause." Ich sagte: "Das kann nicht sein, ich glaube, es geht nach Sibirien." Aber die Russen sagten: "Alle gehen nach Hause."

Na gut, wir kamen in Schrems in Niederösterreich an. Von unseren Esten waren da vielleicht zehn oder fünfzehn Mann. Aber die meisten waren Russen, und die hatten "KL" für "Konzentrationslager" auf den Rücken ihrer Kleidung gemalt, aber ich glaube, sie waren nicht aus Lagern, sondern wahrscheinlich aus Wlassows Armee. Und da in Cshrems waren wir zwei Monate, dann wurde das Lager dort liquidiert, und wir sollten in ein anderes Lager in Wiener-Neustadt. Morgens früh kamen wir in Wiener-Neustadt an, die russische Offiziere wollten uns abgeben, aber wir mußten den ganzen Tag warten, bis sie abends ein Lagertor geöffnet haben und wir hinein sollten. In diesem Lager waren meistens die Leute aus Wlassows Armee. Sie waren von den Amerikaner zurückgekehrt, trugen amerikanische Uniformen und waren auch wie Amerikaner ausgerüstet.

Wir waren bis August in Wiener-Neustadt, und dann Ende August wurden wir auf Güterwagen geladen, und es ging los nach Osten. Unsere Reise ging durch Österreich, Ungarn, Rumänien bis zur sowjetischen Grenze. Unser Güterwagen war geschlossen, in jedem waren vierzig Männer. Damals war es sehr heiß, außer kurzen Hosen konnten wir nichts anhaben. Wir sahen durchs Fenster, und die Leute in den Bahnhöfen, meistens Frauen, fingen an zu weinen. Vielleicht glaubten sie, daß sie auch bald nach Osten fahren sollten. An der rumänisch-sowjetischen Grenze wurden wir auf die breitere Spur umgeladen. Durch Zufall kamen wir Esten in einen alten estnischen Güterwagen. Der Wagen war alt, aber er brachte uns weit nach Osten.

Zuerst glaubte ich, daß es in den Ural ging, aber der Zug fuhr weiter und weiter. Ich dachte, es geht bis zum Stillen Ozean, und dann würde dort das Ende sein. Aber es ging noch weiter. Wir kamen in Nachotka bei Wladiwastok am Japanischen Meer an. Da war ein neuer sowjetischer Hafen. Dort waren wir einen Monat im Teilungslager. Es war der höllischste Ort der Welt. Ein Menschenleben kostete gar nichts, vielleicht noch ein Stück Brot. Ich sah selbst, wie ein Gefangener ein Stück Brot unter dem Stacheldraht abholen wollte und die Wache ihn erschoss. Eines Tages wurden wir auf den Dampfer "Alexander Newski", 10 000 Brutoregistertonnen, verladen. Zwölf Tage dauerte unsere Reise nach Magadan. Wir kamen in einen schweren Sturm, und die Deckladung wurde über Bord geworfen. Für unsere natürlichen Bedürfnisse hatten wir ein großes Faß. Als wir nach zwölf Tagen in Magadan ankamen, zeigte das Thermometer 35 Grad unter Null.

Im Lager wurden die Leute nach den Berufen verteilt. Ich hatte keine Spezialität, denn ich war Student gewesen, und Studenten brauchten die da nicht. So bekam ich die einfachste Arbeit. Zuerst sollte ich bei einer Goldgrube und Goldwäscherei arbeiten. Wir sollten pro Tag drei achtzig Zentimeter tiefe Löcher in die Erde graben. Am ersten Tag konnte ich diese Norm noch erfüllen, aber am anderen Tag ging es nicht so gut. Dieser Ort liegt tausend Meter über dem Meeresspiegel. Es ist ein geologisch sehr altes Gebiet mit abgerundeten Bergkuppen und viel Gold. Man fand dort Stücke von mehreren Kilogramm Gewicht. Ich habe auch einmal in der Seite eines Ganges ein Stück Gold

gefunden, das etwa so groß war wie meine Fingerkuppe. Ich wollte für dieses Goldstück etwas eintauschen. Damals kostete ein Gramm Gold drei Gramm Machorka, aber ich bekam kein einziges Gramm Machorka, denn der Mittelsmann, über den ich das Gold eintauschen wollte, hat mich betrogen.

Das Wasser dort war sehr gut, aber wenn man zuviel davon trank, Schwellen die Beine an. Die Temperatur fiel auf vierzig und fünfzig Grad unter Null, einmal wurde auch minus 62 Grad gemessen. Die Essensrationen waren sehr gering. Von dreihundert Mann, die mit mir dort ankamen sind, kamen dreizig zurück, später vielleicht noch ein paar mehr. Zu essen gab es gesalzene Fische, im Monat vielleicht ein halbes Kilo Fleisch und vor allem Brot und Salz. Zuerst bekamen wir Weißbrot aus amerikanischem Mehl, aber später gab es russisches Schwarzbrot. Die Ration außerhalb des Lagers war 800 Gramm, im Lager konnte man, wenn man Schwerarbeiter war, 1100 Gramm bekommen. Als ich krank war, hat der Arzt dafür gesorgt, daß ich auch dort 1100 Gramm bekam. Das hat mir das Leben gerettet. Gemüse gab es gar nicht, außer Brot gab es noch Grütze und Haferflocken, manchmal auch Bohnen. Für die Vitaminversorgung gab es einen Sirup aus Kiefernadeln.

Bei der Arbeit im Goldbergwerk wurde ich sehr schwach und sagte, daß ich sie nicht mehr schaffte. Ich erhielt die Antwort: "Na, ist gut, dann bekommst du leichtere Arbeit, aber erst sollst du zu einer ärztlichen Kommission gehen." Die ärztliche Kommission bestand aus einem Mann. Dieser zog an meinen Händen, erst an der einen, dann an der anderen, und dann entschied er, daß ich am nächsten Tag leichtere Arbeit bekommen sollte; ich sollte jetzt als Holzfäller arbeiten.

Dort im Fernen Osten ist der Wald nicht so dicht wie hier. Da stehen die Bäume einzeln mit großem Abstand, und weil dort so niedrige Temperaturen sind, ist das Holz auch sehr hart. Beim Sägen braucht man dort besonders viel Kraft, aber ich war schon sehr schwach. Die Tagesnorm war sechs Kubikmeter Holz, die man zu zweit fällen, zurechtsägen, zusammentragen und aufstapeln sollte. Ich wurde nun ganz krank. Ich bekam Skorbut, meine Füße waren auch aufgeschwollen, weil viel Wasser darin war.

Ich hatte Glück, denn es war dort ein russischer Arzt, der mir geholfen hat. Ich bekam einen Platz im Hospital. Erst war ich in einem kleinen Hospital, dort mußte ich mir mit einem Letten das Bett und die Decke teilen. Das dauerte aber nicht lange, dann wurde ich in ein größeres Hospital verlegt, und dort hatte ich ein eigenes Bett und eigene Bettwäsche. Die führenden Leute sagten mir dann, daß ich, wenn ich erst ganz gesund sei, aus dem Lager entlassen werden sollte.

Als es soweit war, bekam ich Lebensmittelmarken und dreißig Rubel. Damit sollte ich als freier Mann leben, mich aber vorher durch meine Unterschrift verpflichten, freiwillig sechs Jahre dort zu bleiben. Ich weiß nicht, wie man auf diese sechs Jahre kam. Bald war alles sowieso wieder ganz anders. Am 26. Dezember 1946 sollte ich nach Hause fahren. Nach Hause? Das konnte ich nicht recht glauben, aber ich bekam Geld und Papiere und sollte in Magadan warten, bis genug Leute zusammen waren, für die sich der Einsatz eines Dampfers lohnte.

Ich kam tatsächlich nach Estland, aber nicht nach Hause. Für mich war ein Arbeitsbataillon vorgesehen. Solche Arbeitsbataillone gab es in Narva, in Sillamäe. Das waren Gefangenen-einheiten, aber wir trugen doch alte russische Uniformen, und manchmal erhielten wir sogar Kurzurlaub. Wer in der Nähe wohnte, konnte zwei Tage Urlaub bekommen. Einmal hatte ich auch dieses Glück. Ich ging nach Hause, und meine Mutter erwartete mich dort. Ich hörte von ihr, daß mein Vater verhaftet war. Meine ältere Schwester wohnte zu Hause bei meiner Mutter, die jüngere war in Tartu, nur über meinen Brudersprach niemand. Endlich fragte ich meine Mutter: "Du hast kein Wort über meinen Bruder gesagt. Was ist aus ihm geworden?" Sie fragte: "Bist du Parteimitglied?" Ich antwortete: "Wie kannst du so etwas fragen? Nein." Dann fragte sie noch: "Bist du Komsomol?" - "Nein, wie kommst du denn auf so etwas?" Und dann erkundigte ich mich noch einmal nach meinem Bruder. Dann sagte sie: "Er lebt. Du kannst ihn sehen, wenn du möchtest." Ich sagte: "Natürlich möchte ich das gerne."

Dann ging meine Mutter mit mir zu einer Scheune. Sie klopfte mit dem Fuß zweimal gegen eine Wand, und dann erst gingen wir hinein. Danach säuberte Mutter eine Stelle auf dem Boden, und zog an einem Handgriff, der dort zum Vorschein gekommen war.

Eine kleine Luke ging auf, und darunter kam mein Bruder hervor. Er begrüßte mich kurz, sah sich aber gleich um, ob wirklich keine Fremden in der Nähe waren. Mutter sagte, ich sollte mit in den Bunker gehen, um dort mit meinem Bruder zu sprechen.

Ich sah mich dort unter der Erde um. Mein Bruder wohnte in einem Loch, das zwei mal zwei Meter groß und ungefähr 1,90 tief war. Ausgerüstet war es wie ein Bunker im Krieg, mit einem Bunkerofen, einer kleinen Pritsche und einem kleinen Tisch. Zuerst hatte sich mein Bruder dort zusammen mit zwei Kameraden versteckt gehalten, aber die waren jetzt woanders untergekommen, und so war er jetzt alleine da. Er erzählte mir, daß die Russen, als sie 1944 ins Land zurückkamen, eine Mobilmachung erklärt hätten. Wer schon bei der deutschen Wehrmacht gewesen war, wurde verhaftet. Davon hatte er gehört, und weil er auch in der deutschen Wehrmacht gewesen war, hatte er sich versteckt. Er hat auch an vielen Kämpfen gegen die Leute vom KGB teilgenommen. Einmal war er dabei schwer verwundet worden. Es gab damals viele Leute, die den Waldbrüdern halfen, und in Tartu hat ihn ein Arzt operiert. So war er wieder gesund geworden.

Ich ging ins Arbeitsbataillon zurück. Allerdings hatte mich mein Bruder gebeten, ihm ein Stück Eisen zu beschaffen. Den Eisen und das andere Material brauchte er zur Bastelarbeit, damit konnte er die Zeit vertreiben. Er hatte viele Sachen gefertigt, dabei war sogar eine Magnumpistole. Ich sollte im Arbeitsbataillon weiter dienen. Der Stellvertreter des Bataillonskommandeurs war unser politischer Lehrer und Umerzieher. Er war immer ein korrekter und anständiger Offizier. Einmal kam er zum Unterricht und war etwas besoffen. Dann sagte er zu uns: "Ihr Faschisten, niemals wird maneuch vergeben. Wir werden euch nicht töten, aber wir werden euch zum Kupferbergwerk senden, da werdet ihr selbst mit Zwei Jahren umkommen!" Dann sagte er, was er immer gedacht hatte.

Endlich nach zwei Jahren konnten wir nach Hause. Es war Anfang März 1949. Ich bekam einen sowjetischen Paß und den Wehrpaß. Eine Wohnung bekam ich in Tartu bei meiner Schwester. Nun war die Arbeitsstelle nötig, aber für mich waren viele Arbeitsstellen Tabus, damals wußte ich das gar nicht. Doch später wurde es mir deutlich klar, als die Kaderleiterin

zuerst die Fragen stellte. "Was haben Sie früher gemacht? Was machen Ihre Eltern? Wie groß ist der Bauernhof?" Nach drei Tagen erhielt ich die Antwort. "Ja leider, kam ein hochkvalifitsierter Genosse und wir sollten ihn nehmen. Ja, schade für Sie" - So wie ich später hörte war kein hochkvalifitsierter Genosse angestellt.

Ich fuhr nach Võru, wo 1943 unsere Einheit lag, und dort hatte ich gute Bekannte. Bei der Zurückfahrt ging der Weg durch Põlva. Mein Freund half mich auf dem Autobus, und die Fahrt gang los, aber nicht lange. Der Autobusfahrer sollte den Autobus vielmals reparieren. Es war dunkel geworden, nur einige Häuser hatten noch Licht, als der Autobus in Põlva ankam. Ich war das erste Mal in Põlva, darum sollte ich nach dem richtigen Weg fragen. Ich suchte ein Haus aus und trat ein. Im Flur waren viele Männer und alle schwiegen. Ich fragte den nächstehenden Mann: "Wie kann ich den Weg nach Dorf Kioma finden?" Er schwieg und hob paarmal seine Schultern. Gleich war bei mir ein anderer Mann und der fragte: "Ihre Dokumente!" Ich zeigte meinen Paß und Wehrpaß, er griff beide. Gleichzeitig stand neben mir ein anderer Mann mit dem Gewehr. "Abführen" klang der Befehl von dem Mann, der meine Dokumente hatte. Ich wurde in die Milizabteilung gebracht. Auf meinem Protest antwortete der Milizionär: "Wir halten dich nicht fest, dich hält fest der staatliche Sicherheitsdienst." Ich dachte: "Es ist wie NKVD" - Meine Protestierungen waren dann aus.

Am Morgen früh kamen die Schlitten mit den Leuten und Gebäck. - Es war 25. März 1949. Es war der Anfang der Verschleppungsaktion. Laufend in ganzem Tag kamen die Schlitten mit den Leuten, dabei waren Frauen mit den Kleinkindern und die Alten. Eine Frau hatte die Erlaubnis, seinen Säugling in unserer Stube zu säugen. Vor dem Fenster war die Sammelstelle der Leute. Die Hauptperson dabei war der Mann der meine Dokumente hatte.

Am nächsten Morgen verhörte mich ein Major der sowjetischen Luftwaffe. Es war für mich eine große Erleichterung, als er mir meine Dokumente gab und brüllte: "Hau ab!" Am Wege von Põlva nach Võru-Tartu Landstraße war die Umgebung wie ausgestorben - kein Mensch zu sehen. Nur einige Rauchwolken aus den Schornsteinen zeigten, daß es noch Leute gibt, die erhalten sind. Ich erreichte die Võru-Tartu Landstraße und da, schau her, fährt

ein Jeep. Ich hob meine Hand: "Kann ich mit nach Tartu?"
"Bitte, steigen Sie ein!" Wahrscheinlich war auch dieser Wagen bei der Verschleppung beteiligt, damals gab es in Estland kein Privatjeep. Ich sprach mit dem Fahrer kein Wort, ich hatte mit meinen Gedanken zu tun, ob in meiner Wohnung alles in Ordnung ist. Bestimmt darf man nicht gerade gleich herein. Wie soll man handeln? Für die Fahrt gab ich drei Rubel und näherte mich der Wohnung. Auf der Brücke über Emajõgi kam mir meine Hauswirtin entgegen. "Lieber Gott, du hier! Deine Schwester, Aino ist verschleppt, nach dir haben die gesucht und gefragt ..."
Klar, kehrt, aber wohin!? Vielleicht zu meinem Schulkamerad Tõnu, den konnte ich vertrauen. Ich erklärte meine Situation, er antwortete gleich, daß ich bei ihm übernachten kann. Dann zurück nach Võru!

Es dauerte zwei Tagemarsche nach Võru. Die Übernachtung war im Walde, aber ein ehemaliger Soldat kann das leiden. In Võru ging ich zu einem bekannten Lehrer. Wieder sollte ich erzählen, was mit mir los ist. Er sah mich an und sagte: "Wohin soll ich dich schicken, einen estnischen Mann? Du bleibst hier!" Er war meinen zukünftiger Schwiegervater. Zuerst hielt ich mich versteckt und pflegte meine Fußsohlen, die waren voll Blasen.

Ich muß an die Vierblättrigeskleeblätter nachdenken. Viele Soldaten haben am Laufgrabenrand die Vierblättrigeskleeblätter gefunden, das ist nicht selten. In der kurzen Zeit vier, das ist nicht ein einfacher Zufall, das ist eine Glückskette. Das erste Vierblättrigeskleeblatt war im Motor des Autobusses, zweite im Haus des Verschleppungsstabes, dritte der Jeep auf der Landstraße und vierte auf der Brücke über Emajõgi. Die vier sind so miteinander verbunden, wenn das ein fehlt, dann gibt es auch keine Kette.

In der Welt gibt es Unerklärbares, das wir mit unseren fünf Sinnen nicht begreifen können.

*Die Kurzfassung aus meiner Lebensgeschichte „Die rollende Steine“
... Die rote Lawine zog die los und zwang diejenigen sich in Bewegung zu setzen. Hüpfend, drehend und wälzend stürmten sie von dem Gefälle nach unten. Nur einige wurden von dem Strom beiseite geworfen, wo sie ruhig liegen blieben, oder noch auf dem Zwang des Stromes hüpfend, zusammenstoßend wieder sich trehend immer und immer weiter bis auch die letzte irgendwo stehen blieben. Der Strom stürmte über sie. Sie verloren ihre scharfen Kanten und Ecken, aber doch bewahrten sie in sich etwas von den Steinen, den Felsen ...*
Karl Eriq